8. Der Kampf.

Während Heinrich in Stella die Wohlfahrt höriger Leute bedachte und das Kloster zum Heile der Mönche und der Landschaft reformierte, verwandelte sich Lambertheim in ein Kriegslager. Die Gesippten der zuchtlosen Benediktiner eilten von allen Seiten herbei, den Klostervogt im Schutze der Privilegierten gegen die Gewaltthätigkeit des Kaisers zu unterstützen. Auch viele andere vom Adel Oberlothringens, unzufrieden über Heinrichs strenge Rechtspflege, benützten diese Gelegenheit, unter dem Deckmantel gerechter Abwehr ihren Haß gegen den Herrscher zu befriedigen. Nach den Berichten Thietmars „mißfiel nicht bloß den Italienern Heinrichs Gerechtigkeitsliebe," sondern im ganzen Reiche haßten ihn alle fehdesüchtigen, gesetzlosen Gewaltmenschen.[43])

Genährt wurde der aufrührerische Geist des lothringischen Adels durch die Umtriebe des mächtigen Grafen von Champagne. Sein unbotmäßiger Trotz gegen den eigenen König, Robert von Frankreich, gab dem lothringischen Adel das schlimmste Beispiel und

reizte ihn zu gleicher Unbotmäßigkeit gegen den Kaiser. Soweit ging Odos Übermut, daß er, wie schon bemerkt, auf deutschem Gebiet drei Burgen erbaute, deren Besatzungen mit Lamberts Scharen sich jetzt vereinigten. Alle diese Streitkräfte lagerten um Lambertheim, jeden Augenblick bereit, die Waffen zu ergreifen.

Lambert bewirtete in der großen Halle die vornehmsten Führer. Die Edelleute saßen um lange, mit Speisen und Getränken bestellte Tische, zum nahen Kampfe sich zu stärken. Beim unvermuteten Anrücken des Feindes sofort schlagfertig zu sein, hatten sie ihre Rüstungen nicht abgelegt, nur Helme, Schilde, Lanzen, Schwerter und Streitäxte beiseite gestellt.

Inmitten des von Tischen gebildeten Vierecks saß Lambert, dessen breites Gesicht von Weingenuß und Erregung glühte. Das verschmitzte Lächeln seiner rohen Züge, der triumphierende Blick seiner funkelnden Augen, verkündeten den zweifellosen Sieg über die kleine Gefolgschaft des Kaisers. Gleicher Zuversicht waren alle Tischgenossen. Über den Schlachtplan herrschten jedoch verschiedene Ansichten. Manche Heißsporne tadelten offen Lamberts unbegreifliches Zögern.

„Weshalb hier müßig liegen?“ rief ein thatendurstiger Kämpe. „Warum lassen wir den Sachsenkönig unsere lustigen Mönche bedrängen und ängstigen? Wären wir vor zwei Stunden in die Sättel gestiegen,

so läge jetzt der sächsische Eber tot und Stella wäre des Zuchtmeisters ledig."

„Bin gleichen Bedünkens!" rief ein Anderer. „Das Gefolge des Sachsenkönigs ist ja so gering, daß es unserer Übermacht fast schimpflich erscheint, über solche Feinde zu siegen. Zu den Waffen! Tod dem Tyrannen!"

Zündend fielen die Worte in den glühenden Haß.

„Nieder mit dem Adelsfeind! Tod dem Frömmler! Tod dem Freiheitswürger!" riefen stürmisch die Edelleute.

Lambert winkte mit beiden Händen zur Ruhe.

„Tapfere Kampfgenossen, — nur einige Worte!" fing er an. „Euer mannhafter Grimm über Heinrich Lobesam ergötzt mich weidlich. Vermeinet aber nicht, daß Einer von euch den Sachsen mehr haßt, als ich. Abgesehen von seinem freiheitsfeindlichen Herrschen im Reiche, — abgesehen von seiner Wut gegen die besten Degen, die er wie Straßenräuber und gemeines Gesindel aufhängen läßt, — abgesehen von seinen Tücken und Gewaltthaten, die ihm berechtigten Haß des gesamten echten Adels verdienen, — abgesehen von all dem, habe ich noch ganz besonderen Grund, ihn zu hassen. In meinem Gebiete und in jenem der Abtei, deren Vogt ich bin mit allen Rechten, hatte ich eine große Herde von leibeigenen Burschen und Mädchen zusammentreiben lassen. Nach altem Brauch und adeliger Rechtssatzung wollte ich die Herde an wälsche Juden

absetzen. Auf Johanni wollten die Sklavenhändler kommen. Vorgestern ließen die Juden mir melden, daß sie die Fahrt hieher nicht wagen, weil der schreckliche Kaiser in Verdun sei. Was konnte ich thun? Die große Herde vielleicht auf Monate hinaus füttern? Dies war nicht nach meinem Sinn. Ich ließ sie also auseinander laufen. Will ich sie später wieder eintreiben, dann mögen Viele anderswohin ausgerissen sein. — So hat der »schreckliche Kaiser« mich um vieles Geld gebracht, — der Unhold! Dennoch gebiete ich meinem Grimm. Ich harre auf den günstigen Augenblick zur Rache."

„Wann ist dieser Augenblick?" rief eine Stimme.

„Es ist jener Augenblick, der mich gegen den großen Heerbann des Reiches sicher stellt," antwortete listig grinsend der Klostervogt. „Gegen freie Männer, die nach Fug und Recht handeln, kann der Heerbann nicht aufgeboten werden. Greife ich jedoch den Kaiser an, so bin ich schuldig und vor dem Reiche verantwortlich. Werde ich dagegen vom Kaiser auf meinem Gebiete und ohne ergangenen Rechtsspruch angegriffen, dann bin ich schuldlos, ich streite aus Notwehr. — Versteht ihr mich?"

Viele lachten und nickten beistimmend.

„Wenn aber der Sachse nicht angreift?" rief es.

„Darüber seid unbesorgt, edle und tapfere Männer!" antwortete Lambert. „Kein guter Degen weicht

vor dem Feinde zurück. Heinrich von Sachsen ist aber, das muß man ihm lassen, ein kühner Degen und reichsbekannter Held. Verlaßt euch darauf, heute ist Schlachttag! Bald werden wir die Feldzeichen des Sachsen sehen und seine Trompeten die Herausforderung schmettern hören."

In demselben Augenblick betrat der Fronbote die Halle. Sein Erscheinen bewirkte tiefe Stille und gespannte Erwartung. Den Amtsstab erhebend und wie einen Scepter mit bedeutendem Selbstbewußtsein tragend, trat er dem Klostervogt gegenüber.

„An Euch, Herr Lambert, geht meine Botschaft!" hob er mit fester Stimme an. „Das Oberhaupt des Reiches, der mächtig und weise waltende Kaiser Heinrich, sitzt dermalen zu Gericht im Kloster Stella. Vor dem allgewaltigen Gebieter, unserm Herrn, seid Ihr angeklagt, ein Unterdrücker armer Leute, ein Mörder und Menschenhändler zu sein. Darum ergeht an Euch die Vorladung, ohne Weile zur Reinigung von besagten Anklagen vor dem Herrn Kaiser zu erscheinen."

Der Fronbote schwieg und harrte der Entgegnung.

Aller Augen ruhten voll Spannung auf Lambert, der mit verhaltener Wut die Anklage und Vorladung vernommen hatte.

„Merke auf, Fronbote, — melde genau dem Kaiser meine Antwort auf die ungebührliche Vorladung!" fing er an. „Meine Hörigen behandelte ich nach Belieben,

wozu ich das Recht habe. Verkaufe ich von meinen überschüssigen Leibeigenen an Juden, so habe ich dazu gleichfalls ein Recht. Hörige zu verkaufen, ist ein unveräußerliches Herkommen freier Männer aus der alten, glücklichen Heidenzeit, das sich echter Adel nicht nehmen läßt. Habe ich unbotmäßige Leibeigene aufhängen lassen, oder eigenhändig erschlagen, so ist auch dies nach alter Satzung unserer Vorfahren ein Recht des Adels. — Der Kaiser hingegen übertritt seine Gerechtsame, indem er mich, den freien Mann, wie einen Unfreien behandelt. Ich bin nicht des Kaisers Vasall, trage vom Reiche nicht eine Scholle zu Lehen. Ich sitze und walte unabhängig auf dem Allod meines Geschlechtes, bin weder dem Kaiser, noch sonst jemand botmäßig. Melde also dem »allgewaltigen Gebieter«," schloß er höhnisch, „daß ich der an mich ergangenen Vorladung nicht Folge leiste. Will der Kaiser mit mir reden, so will ich ihn auf meinem Gebiete, an der Spitze meiner Mannen und Waffenbrüder, nach Gebühr empfangen."

„Recht so! Eines freien Mannes Rede!" riefen viele Stimmen.

Der Fronbote bestieg sein Pferd und galoppierte nach Stella zurück.

Dort war inzwischen auch der Schwager des Kaisers, der mächtige Bischof Thiedrich von Metz, eingetroffen, und zwar an der Spitze einer glänzenden Ritterschar von dreihundert Helmen.

Heinrich saß beim Mittagsmahl mit den Prälaten, als ihm der Pfalzgraf die Antwort Lamberts überbrachte.

„Von jenem gottlosen Menschen habe ich nichts anderes erwartet, als Ungehorsam und Trotz," sprach ohne Überraschung der Kaiser.

„Ein ganz unverschämter Wicht!" rief der Bischof von Metz, ein leicht erregbarer Mann. „Kein Baum ist zu hoch, um diesen Schurken daran zu hängen. Stirnlose Frechheit, verübte Unthaten mit Satzungen aus der Heidenzeit beschönigen zu wollen!"

„Vielfach spukt leider noch heidnisches Wesen in deutschen Landen," sprach ernst der Kaiser. „Abgesehen von heidnischem Aberglauben, den unsere Kirche beharrlich auszurotten strebt, ist namentlich im Adel unbotmäßiger Heidentrotz, wildes Aufbäumen gegen die christliche Staatsordnung nicht ausgestorben."

„Wird auch in künftigen Zeiten nicht ganz aussterben," versetzte Abt Richard. „Selbstsucht, — gewaltthätiger Sinn, — Hoffart, — Habgier und andere niedere Leidenschaften, sind der gefallenen, zum Bösen geneigten Menschennatur eigentümlich. Im Heidentum konnten sich diese angeborenen bösen Neigungen ungebunden und zügellos entwickeln. Daher nicht bloß bei den Barbaren des Nordens, sondern auch bei den gebildeten Griechen und Römern des Heidentums schauerliche Sitten, grauenhafte Wildheit. Nur der Geist des

Christentums, die heilbringenden, veredelnden Lehren des göttlichen Christ, die Gnadenwirkungen und sittliche Kraft durch die heiligen Sakramente vermögen es, die in jedem Menschen schlummernde Bestie zu zügeln, die Bosheit in Heiligkeit zu wandeln. Das Abendland wird zwar niemals wieder in das alte Heidentum zurückfallen, — wird es jedoch Gott und seiner Kirche abtrünnig, dann mag es die Beute eines Unglaubens werden, der noch teuflischer sich äußert, als der Aberglaube des Götzenwahnes."

Die Tischgenossen folgten aufmerksam der Rede des gelehrten Abtes. Beifällig nickte wiederholt Herr Heinrich.

„Uns bindet die Pflicht, jene wilden Tiere mit Waffengewalt zu zügeln," sprach er. „Mit Hilfe des allmächtigen Schlachtenlenkers werden wir heute noch dieser Pflicht genügen."

„Des Beistandes von oben bedürfen wir," entgegnete der Pfalzgraf. „Unsere Streitkräfte bestehen dermalen aus sechshundert Rittern. Wie mein Späher berichtet, steht Lambert an der Spitze von mindestens zwölfhundert gut bewaffneten Kriegern. Jeder dieser Empörer ist voll Grimm und Wut. Sie alle dürsten nach Kampf und Blut, gestachelt von Siegeszuversicht."

„Bei sothaner Übermacht des Feindes dürfte es klug sein, den Anmarsch weiterer Aufgebote zu erwarten," riet der greise Bischof Heimo.

„Nicht doch, ehrwürdiger Vater!“ versetzte lächelnd der Monarch. „Gar oft stand ich feindlicher Übermacht gegenüber, — niemals versagte Gott der gerechten Sache den Sieg. — — Hast Du Nachricht von Herzog Thiedrich?“ wandte er sich an den Pfalzgrafen.

„Vor wenigen Minuten erschien sein Bote. Der Herzog hat die angewiesene Stellung eingenommen.“

„Wohlan, meine Herren, rüsten wir uns zum Kampfe!“ sprach der Kaiser, indem er sich erhob.

Nach gesprochenem Tischgebet, begaben sich die Prälaten nach den Vorwerken und Lagerplätzen ihrer Mannen.

Außerhalb des Klosters, auf freiem Felde, sammelten sich die ritterlichen Lehensmannen der Kirchenfürsten zur ansehnlichen Streitschar. Alle waren ausgezeichnet beritten, gewappnet und bewaffnet, vorab die Vasallen des Bischofs von Metz und die Vertreter der elsäßischen Ritterschaft. Von Kopf bis zu den Füßen in Stahl und Eisen gehüllt, boten die ehernen Hünen einen stolzen und furchterregenden Anblick. Vor allem fesselte die kriegerische Erscheinung des Kaisers. Wie sein Großvater, Herzog Heinrich von Bayern, in Schlachten dreifache Rüstung zu tragen pflegte, so schirmten auch jetzt doppelte Kettenpanzer, undurchdringlich für Lanzenstöße und Schwerthiebe, des Kaisers reckenhafte Gestalt. Sein Schlachtroß, ein ungewöhnlich stark ge-

bautes, edles Tier, war am Halse, Rücken und in den Weichen durch geflochtene Stahldecken geschützt, während eine blanke Stahlscheibe die Stirne sicherte. Mit der spielenden Leichtigkeit des vollendeten Reiters hatte er den schnaubenden Streithengst in seiner Gewalt. Und so glich das Ganze, Roß und Reiter, von einiger Entfernung im Sonnenglanze betrachtet, dessen Strahlen Reiter und Roß in ein schimmerndes Gebilde zusammenschmolzen, einem beweglichen Bollwerk von Erz.

Mit Waffengetöse und stürmischen Heilrufen empfingen die Ritter den Monarchen, als er im Geleite der Bischöfe herankam. Letztere trugen weder Rüstung noch Waffen. Die Kirche verbot den Geistlichen das Kämpfen, nicht aber die Leitung von Heereszügen, weshalb Heinrich dem Erzbischof Tagino von Magdeburg und anderen kundigen Prälaten wiederholt die Führung von Kriegszügen übertrug, wenn er selbst anderweitig gegen Reichsfeinde im Felde lag.[44]) Über den Tuniken trugen die Bischöfe weiße Chorhemde, um die Schultern goldgestickte Stolen, in den Händen lange Schafte, auf deren Spitzen weithin leuchtende, vergoldete Kreuze glänzten, — ein fesselnder Gegensatz zu der von Waffen und Eisen starrenden Umgebung.

In langem Zuge trabten die Ritter, den Kaiser und die Bischöfe an der Spitze, auf der Straße dahin, die nach Lambertheim und weiter nach der Champagne führte. Jedenfalls hatte Heinrich, der in seinen Kriegs-

zügen seltenes strategisches Talent bewies, vorher das Gelände besichtigt; denn er führte die Ritterschar in das feindliche Gebiet mit der Zuversicht eines Anführers, der mit kluger Berechnung seinen Schlachtplan entworfen hat. Etwa eine Stunde von Lambertheim begann junges, dichtes Gehölz, Ausläufer des erwähnten Waldes, neben der Straße hin zu ziehen, jedoch so, daß zwischen Gehölz und Straße ein Streifen Ackerland von einigen hundert Schritten Breite frei blieb. Auf der rechten Seite der Straße strömte ein breiter und tiefer Bach, dessen dunkles Wasser trägen Laufes dahinfloß. Diese Örtlichkeit, etwa eine halbe Stunde weit in gleicher Beschaffenheit sich erstreckend, hatte der kriegskundige Fürst zum Kampfplatze ausersehen. Der Bach zur Rechten, das dichte Gehölz zur Linken, schützten gegen Umzingelung durch feindliche Übermacht.

Als jetzt in der Ferne Waffen blitzten, hielt der Kaiser zur Stelle und mit ihm der ganze Zug. Die Bischöfe stiegen von den Pferden. Mit hocherhobenen Kreuzen gingen sie langsam voran, den Psalm anstimmend: „Judica, Domine, nocentes me, expugna impugnantes me, — richte, o Herr, jene, die mir Unrecht thun, bekämpfe, die kämpfen wider mich! Ergreife Waffen und Schild, erhebe Dich zur Hilfe für mich!“[45]) — Für die Ritter hatte der Psalmengesang der Bischöfe die Bedeutung eines wirkungsvollen Gebetes und Segens zum bevorstehenden blutigen Ringen.

Nach Vollendung des Psalmengebetes entfaltete Heinrich die Schlachtordnung. In drei Reihen, die vom Bache bis zum Gehölz reichten, stellte er die geharnischten Reiter auf. Sein Knappe übergab ihm Lanze und Schild. Dann ritt er an den Ehrenplatz, den altes Herkommen deutschen Königen anwies, nämlich an die Spitze der Schlachtreihen, — ein Ehrenplatz, der Heinrichs Thatendrang und Heldenmut entsprach; denn bei Belagerungen von Vesten und im dichtesten Schlachtgewühl pflegte er sich den größten Gefahren auszusetzen.[46]) So auch heute. Unmittelbar hinter ihm folgten jene sechs Ritter, welche ihn dermalen bei seiner Fahrt durch das Reich begleiteten, — im Waffenstreit erprobte Degen, unüberwindbare Helden.

Die Bischöfe hatten sich an den Rand des Gehölzes zurückgezogen, wo sie in die Kniee sanken, durch inniges Bitten den Sieg zu erflehen im wagnisvollen Kampfe, sowie Abwendung tödlicher Wunden von dem geweihten Haupte des Reiches.

Aus der Ferne drang Kampfgeschrei und Hörnerschall. In dunklen Massen sah man den Feind ansprengen. Jetzt erhoben die Ritter das „Kyrie eleison!“ — ein kurzes Stoßgebet, das unmittelbar vor der Schlacht zum Himmel gerufen wurde.[47])

Der Kaiser schwang die Lanze und rief mit weithin schallender Stimme: „Wohlan, meine tapferen

Heergesellen, zu Streit und Sieg für Recht und Gesetzlichkeit!"

Die Trompeten schmetterten, die Hörner und Posaunen dröhnten, und in sausendem Rennen stürmten die eisernen Reihen gegen den Feind.

Die Vorbereitungen zum Kampfe waren auf der anderen Seite frei von priesterlichem Segen und Schlachtgebet. Lamberts religiöser Unglaube und verwilderte Sinnesart würden die Befolgung frommer Sitte mit Hohn zurückgewiesen haben. Zum Siege bedurfte er nur seines Armes und seiner Übermacht, und des Sieges war er gewiß. Anfänglich hatten ihm die Streitkräfte des Herzogs Thiedrich einiges Bedenken eingeflößt. Seitdem er aber wußte, daß Thiedrich unbeweglich an der Grenze stehen blieb, um die Unterstützung des Grafen Odo von Champagne zu verhindern, war er seines Erfolges sicher. Auch die feste Stellung des Kaisers entging ihm, sowie der Umstand, daß er von seiner Übermacht keinen Gebrauch machen konnte. Der zögernde Angriff des Feindes brachte ihn sogar auf den Gedanken, Heinrich fürchte seine Übermacht.

„Der Sachse kriecht ja wie eine Schnecke, — das Herz ist ihm beim Anblick unserer Streitkräfte in die Hosen gefallen," rief er höhnisch. „Wir müssen ihm entgegensprengen, sonst ergreift er am Ende gar das Hasenpanier und reißt aus."

Die Edelleute seiner nächsten Umgebung nahmen diese Prahlerei mit Beifallsgelächter auf.

„Vorwärts, — los!“ riefen viele Stimmen. „Tod dem Sachsen! Es lebe die Freiheit! Hoch der Adel und seine Rechte!“

Die Hörner bliesen zum Angriff. Nach wenigen Augenblicken flog das kleine Reiterheer über das Flachland. Von der Vogelperspektive betrachtet, hatte es den Anschein, die anstürmende Masse werde die entgegensprengenden drei Reihen sofort zermalmen oder zerreißen. Thatsächlich erfolgte beim Zusammenstoß ein furchtbares Krachen, indem die langschaftigen Lanzen an Rüstungen und Schilden vielfach zersplitterten. Dichte Staubwolken wirbelten auf und ließen die Wirkungen des Zusammenstoßes nicht sofort erkennen. Dann zeigte es sich, daß die drei Reihen, gleich Mauern von Eisen, unerschüttert blieben. Die vorderen Reihen der feindlichen Schlachtordnung hingegen waren durchbrochen. Wie ein Keil drang Herr Heinrich, an der Spitze der sechs Helden, in den Feind. Seine Lanze, die einen Gegner tot aus dem Sattel geworfen, war zerbrochen. Jetzt griff er zum Schwert, dessen sich alle Ritter beim Nahekampf bedienten. Ein grausiges Schlachten hob an. Lambert erkannte an der kostbaren, mit Gold eingelegten Rüstung den Kaiser, und stürzte wutschnaubend auf ihn los.

„Stirb, Unhold! Stirb, Adelsschinder!“ brüllte er, zum Streiche ausholend.

Heinrich fing mit dem Stahlschild den wuchtigen Streich auf, und im nächsten Augenblick sank Lambert, vom Schwerthiebe des Helden Gero getroffen, aus dem Sattel und verschwand unter den Hufen der Schlachtrosse. Lamberts Fall machte dessen nächste Umgebung zurückweichen, jedoch nur flüchtig. Die nachdrängende Masse zwang zur Fortsetzung des Kampfes. Um nicht thatlose Zuschauer zu sein, hatten die hinteren Reihen eine Umzingelung versucht. Allein das tiefe Gewässer und das Gehölz verhinderten diese Absicht. Ungestüm vordringend, um zum Schlagen zu kommen, verschlimmerten sie die Lage ihrer Kampfgenossen, deren Bewegungen durch das Gedränge gehemmt wurden, so daß manche fast widerstandslos unter die sausenden Ritterschwerter gerieten. Plötzlich erscholl im Rücken der Aufrührer Kampfgeschrei. Herzog Thiedrich, der nach Anweisung des Kaisers den Feind umgangen hatte und mit einer Abteilung seiner Truppen im Walde verborgen gelegen, sprengte von Lambertheim heran und griff den Feind heftig an. Jetzt war das Gefecht bald entschieden. Am Siege verzweifelnd, lösten sich die Reihen der Empörer in wilde Flucht auf. Da sie mit ihren Rossen in das Dickicht des Jungholzes nicht eindringen konnten, so sprangen sie aus den Sätteln und verschwanden im Walde. Andere suchten Rettung durch

Übersetzen des Baches, wobei viele ertranken. Nicht Wenige ergaben sich und wurden gefangen, unter diesen Odos drei Burgvögte, Iko, Dodo und Ekkerich.

Von den Kaiserlichen lagen einige tot, viele waren verwundet.

Bevor Heinrich die Wahlstatt verließ, gebot er das Verbringen der Schwerverwundeten nach dem Kloster. Die Toten wurden an Ort und Stelle begraben.

Die Bischöfe verabschiedeten sich von dem Monarchen und kehrten nach Stella zurück, wo sie am folgenden Tage Egilhard die Abtsweihe erteilten.

Heinrich zog mit der Ritterschar weiter nach Lambertheim, dessen reiche Vorräte an Speisen und Getränken die Krieger labten.

Am Abend bot sich den Lagernden ein fesselndes Schauspiel. Abteilungen der herzoglichen Truppen hatten die wehrlosen Burgen genommen und in Brand gesteckt.[48]) Hohe Feuersäulen stiegen auf den drei Berggipfeln zum Himmel empor, weit in das Land hinaus des Kaisers Strafgericht verkündend, — dem vom Adel gedrückten Volke ein Freudenfeuer, den Gesetzlosen eine schreckende Botschaft des streng und gerecht waltenden Herrschers.

Auch der stolze Graf Odo von Champagne sah die Feuersäulen, den Untergang seiner Bergvesten, für ihn selbst das nahende Gericht meldend.

Obschon milden Sinnes, hilfebereit den Unterdrückten und Armen, ein fürsorgender Vater dem Volke, — war Heinrich II. unbotmäßigen, gesetzlosen Großen gegenüber ein bis zur Härte gerechter Gebieter. Gar oft erschienen aufrührerische, von ihm bezwungene Reichsgroßen barfuß, im Bußgewande, um Gnade flehend vor ihm. Doch selten entließ er sie straflos. Schenkte er ihnen auch das verwirkte Leben, so entsetzte er sie doch gewöhnlich ihrer Würden, übergab sie in längere Haft und zog alle ihre Güter ein. Wie bei ihm hoher Rang begangene Frevel nicht entschuldigte, und vor dem Gesetze alle gleich waren, so milderte auch nicht die große Zahl der Schuldigen sein strenges Gericht.[49]) — So geschah es auch jetzt. Den gefangenen Edelleuten sprach er nach geltendem Recht das Urteil. Sie alle wurden aufgehängt, Odos Vasallen nicht ausgenommen. Lange Zeit hindurch verkündeten diese schauerlichen Baumfrüchte des Kaisers furchtbare Strenge, — unbändiger Wildheit zur Warnung.

Nach alten Satzungen wurden politische Vergehen, wie Untreue, Landesverrat, Empörung gegen den König, Landfriedensbruch und andere Frevel, zugleich mit Konfiskation der Güter bestraft. Die eingezogenen Güter fielen an den Herrscher. So geschah es auch in Lambertheim. Alle von Lambert dem Kloster Stella erpreßten Güter gab Heinrich der Abtei zurück. Das Allod des Gefallenen, ein sehr großes Besitztum von

Ländereien, Wald, Waide, Höfen und deren Hörigen, zerlegte Heinrich in vier Teile, die er an die Bistümer Verdun, Toul, Metz und Straßburg verlieh. Solche Schenkungen geschahen zugleich aus politischen Beweggründen, indem an den Kirchenfürsten die deutschen Herrscher treu ergebene und mächtige Stützen fanden.

Nach Erledigung dieses Gegenstandes traf der Kaiser Vorbereitungen zum Kriegszuge wider den übermütigen Grafen Odo von Champagne.

Wie erwähnt, hatte ihn Heinrich zur Verantwortung gezogen, ob seiner Übergriffe in deutsches Gebiet durch Erbauung von drei Burgen. Auf die ergangene Vorladung hatte der stolze Champagner entgegnet: „Ich bin nicht des Kaisers Vasall und ihm für meine Handlungen nicht verantwortlich.“ Eine solche Abfertigung konnte das Oberhaupt des deutschen Reiches nicht ungestraft hinnehmen. Da ein Krieg mit dem mächtigsten Herrn Frankreichs bedeutender Streitkräfte bedurfte, so hatte Heinrich unverweilt sämtliche Grafen und Äbte in Lothringen und im Elsaß zur schleunigsten Heerfahrt aufgeboten. Bereits am Tage nach dem Siege erschienen die ersten Streithaufen. Obwohl herkömmlich die Aufgebote sich selbst verproviantieren mußten, so hatte Heinrich dennoch, als erfahrener Kriegsherr, in ausgiebiger Weise für Mundvorrat der nächsten Tage gesorgt. Er ließ nicht nur alle Keller und Speicher von Lambertheim ausräumen, sondern auch von den

Höfen Lebensmittel, die nebenbei in Schafen, Ochsen und Rindern bestanden, eintreiben. Mehl, Brot, geräuchertes Fleisch, eingesalzenes und getrocknetes Gemüse wurden auf Wagen verladen, die in langem Zuge dem Heere folgten.

Am dritten Tage vor dem Feste Johannes des Täufers schlug der Kaiser Lager hart an der Grenze der Champagne.

Eine so jähe und gefährliche Wendung hatte Odo nicht vermutet. Er war zum Widerstande gegen die gefürchteten deutschen Ritter nicht gerüstet.

Die damalige Kriegsführung war noch nicht frei von urdeutscher Barbarei. Feindesland wurde vom Sieger völlig ausgeplündert und verwüstet, offene und feste Plätze wurden verbrannt, die Bewohner in Gefangenschaft hinweggeführt.[50]) Die Verwüstung der schönen Champagne abzuwenden, mußte der hochfahrende Graf vor dem Kaiser den stolzen Nacken beugen, um Gnade bitten und Besserung geloben.

Heinrich entließ die Aufgebote nach ihrer Heimat und kehrte mit Bischof Heimo nach Verdun zurück, wo er in feierlicher Weise das Fest des Vorläufers Jesu beging.

Rast und Ruhe gab es jedoch nicht für den Monarchen. Legaten des Papstes erschienen vor ihm, den Schirmvogt der Kirche anrufend um Hilfe gegen die

Sarazenen, welche Italien verwüsteten und Rom bedrohten. Zugleich wurde ihm Kunde, daß einige Reichsgroßen im Begriffe standen, in gegenseitiger Befehdung den Landfrieden zu brechen. „Als unser Kaiser von all dem Nachricht bekam, hielt er im Schwabenlande eine Beratung in betreff der Angelegenheiten des Reiches und fuhr bald darauf bekümmerten Herzens den Rhein hinunter.“ [51])

Beim Abschied übergab der Kaiser dem Abte Richard einen goldenen Kelch.

„Zum Andenken an Bruder Heinrich, den Ihr durch Gehorsamspflicht gezwungen, des Klosters beschauliches Leben und süßen Frieden mit den Mühsalen der Reichsregierung zu vertauschen.“

„Eurer kaiserlichen Hoheit innigen Dank für das kostbare Geschenk!“ erwiderte Richard. „Ich preise Gott und danke meinem Herrn und Kaiser für die Gnade, durch meinen Rat den Vater der Unterdrückten und Armen, den Hirten des Volkes, den Schirmherrn der Kirche, den Retter des Vaterlandes erhalten zu haben.“

Gedemütigt durch die schwere Niederlage des aufständigen Adels, kehrten die meisten ausgewiesenen Mönche in das Kloster zurück, unterwarfen sich der Ordensregel und sühnten das gegebene Ärgernis.

Unter Leitung des gelehrten, frommen und thatkräftigen Abtes Egilhard blühte Stella rasch empor.

Richard von St. Vannus unterstützte ihn durch Überlassung berufstreuer Mönche. Die Schulen wurden wieder geöffnet, regelmäßiger Chor- und Gottesdienst kehrten zurück. Landwirtschaft und Gewerbe wurden eifrig betrieben. Nach Verlauf einiger Jahre waren die letzten traurigen Spuren der adeligen Pfründner verschwunden, die sich als „kaiserliche Stiftsherren" der Abtei und ihrer Einkünfte bemächtigt hatten. Stella verdiente wieder seinen Namen, es war ein leuchtender Stern, ein Paradiesgarten, Segen, Frieden und Glück spendend den Brüdern und der tausendköpfigen Klosterfamilie.